35. Jahrgang. ◆ Nr. 26 | Beilage zum „Vorwärts" Berliner Volksblatt | Berlin, 14. Juli 1918

Ausgang.

(Einem gefallenen Freunde.)

Ja, das ist der alte Weg,
Korn wellt weich im Winde,
Bächlein flüstert unterm Steg,
Grüßend rauscht die Linde.

Und der Sommerhimmel blaut
Ueber weißen Dünen
Und wie sonst pinkt süß und laut
Finkensang im Grünen.

Und die Grillen ohne Zahl
Geigen wild am Raine . . .
Weißt du noch? Das letztemal
Warst du nicht alleine!

Ja, wir waren ihrer zwei
Traute Weggesellen . . .
Tönen nicht im Wind vorbei
Unsres Frohsinns Schellen?

Blühten unsre Herzen nicht
Wie im Mai die Bäume?
Gleißten nicht im Sonnenlicht
Unsre jungen Träume?

Durch die Seele strömt ein Trug:
Daß er wiederkomme —!
Den ein finstrer Wahn erschlug
Draußen an der Somme . . .

A. Zickler.

Die Börse.

Von Adolf Werner.

Die lebhaften Klagen über die grassierende Ueberspekulation, die Börsensteuer und die bis zum Streik gehende Opposition der Börsenbesucher gegen die vom Hauptausschuß beschlossenen Steuersätze lenken wieder die Aufmerksamkeit auf die Börse, deren Bedeutung und Gebahren in den letzten vier Kriegsjahren von den gewaltigsten Zeitereignissen verdeckt worden sind.

Die Börse ist ein Markt mit spezifischen Eigentümlichkeiten. Auf den Wochen- und Jahrmärkten treffen sich Kleinproduzenten, Kleinhändler und Verbraucher und schließen auf Grund der Prüfung einer individuellen zum Verkauf ausgestellten Ware das Geschäft ab. Eine Stufe höher stehen schon die Messen, auf denen wie z. B. in Nischni-Nowgorod, Großhändler und Großproduzenten von weither zusammenströmen und ihre Waren absetzen. Von diesen Warenmessen ist es dann noch ein Schritt zu den Mustermessen, deren berühmteste in Leipzig abgehalten wird. Hier wird nicht mehr eine zum Augenschein vorliegende Ware verhandelt, sondern die Abschlüsse werden zwischen Großhändlern auf Grund vorliegender Muster gemacht, deren Reichhaltigkeit ein Merkmal für die Größe und Bedeutung dieser Mustermessen ist. Die letzte Stufe der Entwickelung sind die Börsen, auf denen Wertpapiere oder Waren gehandelt werden, die nach bestimmten Merkmalen so scharf abgegrenzt sind, daß der Gegenstand des Handels überhaupt nicht mehr bei Abschluß des Geschäfts in Erscheinung tritt. Es gibt sehr eifrige Spekulanten, die niemals eine Aktie in den Händen gehabt haben.

Die Entwicklung hat erst sehr allmählich die charakteristischen Merkmale der Börse herausgeprägt. Die ersten Wertpapierbörsen entfalteten sich im Anschluß an die großen Warenmessen des ausgehenden Mittelalters und hatten zum Gegenstand den Wechselverkehr. Damals mußte noch jeder einzelne Wechsel auf seine besondere Güte geprüft werden. Heute tragen die an die Börsen gelangenden Wechsel die Unterschriften der ersten Finanzhäuser und ein Zweifel an deren Güte ist eine weit größere Sünde, als über die Güte des lieben Gottes zu kritteln. Mit anderen Worten: der Wechsel hat sich zur Type entwickelt, und der für die Aufnahme von Geld gegen solche Wechsel gezahlte Zins, der sogenannte Diskont, stellt die reinste Form des Zinses dar, weil er von keiner Risikoprämie belastet ist. Der Privatdiskontsatz ist maßgeblich für alle Zinsgeschäfte, wenn er auch je nach der Natur und der Gefahr des Geldleihgeschäftes gewisse Zuschläge erfährt. Da in der kapitalistischen Wirtschaftsordnung die Billigkeit des Leihgeschäfts und die Leichtigkeit, es zu erhalten, eine Voraussetzung einer guten Konjunktur sind, so leuchtet die Wichtigkeit ein, die die Höhe des Diskontsatzes für Handel und Wandel hat. Es wäre nicht uninteressant, einmal den Grad der Arbeitslosigkeit mit der Entwicklungskurve des Privatdiskonts zu vergleichen.

Wenn man aber heute von der Börse spricht, so denkt man vor allem an die Wertpapier- oder Effektenbörse. An ihr werden die Aktien und fest verzinsliche Schuldverschreibungen gehandelt. Der Kurs dieser Papiere richtet sich nicht nach dem Betrage, auf den sie lauten, dem sogenannten Nenn- oder Nominalwert, sondern im wesentlichen nach ihrem Ertrage und den jeweils geltenden Zinsfuß. Wenn jemand z. B. eine Staatsschuldverschreibung im Nennwerte von 1000 M. gekauft hat, die sich zu 4 Proz. verzinst, so wird er, wenn der allgemeine Zinsfuß auf 5 Proz. steigt, in der Regel für dieses Papier nur 800 M. bekommen, weil eben bei einem Zinsfuß von 5 Proz. 800 M. überall 40 M. Zinsen tragen und es kein Käufer nötig hat, mehr anzulegen, um eine Rente von 40 M. zu erzielen. Selbstverständlich handelt es sich hier nur um eine höchst schematische Durchschnittsrechnung, die nicht immer eintrifft, sondern nur in der Regel. Die besondere Güte des Schuldners oder die Bestimmungen über die Tilgung der Schuld oder die Erwartung anderer Vorteile können im individuellen Falle Abweichungen herbeiführen. So hat man bereits vor dem Kriege versucht, den Kurs der Staatsrenten dadurch zu stützen, daß Sparkassen und die Verwaltungen von Mündelgeldern zu Käufen von diesen veranlaßt wurden, weil der Zinsfuß infolge der durch die starke Industrialisierung hervorgerufenen Geldknappheit seit ungefähr einem Jahrzehnt eine steigende Richtung einschlug, die Kurse der Staatspapiere sanken und sich der Staatskredit verteuerte. Eine Erschwerung des Staatskredits ist aber auch für die Arbeiterschaft eine sehr ernste Sache, weil sie alle großen sozialpolitischen Ausgaben wesentlich verteuert.

Viel beweglicher als die Kurse von Schuldverschreibungen sind die von Aktien, weil hier nicht mit einem festen, sondern mit einem schwankenden Ertrage gerechnet werden muß. Allerdings haben sich alle großen Unternehmen in den letzten Jahren möglichst bemüht, ihre Dividende zu stabilisieren und Ueberraschungen nach oben und unten zu vermeiden. Diese gesunde Entwicklung, die durch eine eifrige Bildung von Reserven noch unterstützt wurde, hat nicht wenig dazu beigetragen, das Vertrauen der Kapitalisten in den Aktienmarkt zu erhöhen und den früher allein als „sicher" geltenden Schuldverschreibungen Eintrag zu tun. Denn während die Kapitalisten bei den Schuldverschreibungen einen sicheren, aber auch fest begrenzten Ertrag haben, können sie bei den Aktien der großen soliden Unternehmen ebenfalls im großen ganzen auf eine sichere Rente rechnen, haben aber den Vorteil, ihre allmähliche Steigerung erwarten zu dürfen und können auch von Zeit zu Zeit auf ein wertvolles Bezugsrecht hoffen. Unter Bezugsrecht versteht man das Recht der alten Aktionäre, junge Aktien bei Kapitalerhöhungen zu Vorzugspreisen erwerben zu dürfen.

Als weiterer Bestimmungsgrund für die Höhe des Kurses tritt neben der allgemeinen, politischen und wirtschaftlichen Lage natürlich auch die besondere finanzielle Fundierung der Gesellschaft auf. Nicht wenige deutsche Unternehmen haben nur einen Bruchteil ihrer jährlichen Gewinne an die Aktionäre ausgeschüttet und den weitaus größten Teil wieder in den Betrieb hineingesteckt, so daß mit den Jahren das werbende Betriebskapital das Aktienkapital bei weitem übertraf. In diesen Fällen stiegen die Kurse weit über die Grenze hinaus, die durch Dividende und allgemeinen Zinsfuß bestimmt war, weil die Käufer damit rechnen konnten, daß die Verwaltung über kurz oder lang neue Aktien zu sehr niedrigem Kurse ausgeben werde, um durch eine sogenannte Kapitalverwässerung einem Steigen der Dividende vorzubeugen und die Begehrlichkeit der Arbeiter und Angestellten nicht allzu sehr aufzustacheln. Die berühmtesten dieser Fälle aus neuerer Zeit sind die Kapitalerhöhungen der Deutschen Waffen- und Munitionsfabriken, des Pulverkonzerns, der Daimler-Motoren-A.-G. und des Anilinkonzerns.

Da so viele Faktoren von Einfluß auf die Kursbildung sind, so schwanken die Kurse. Diese Kursdifferenzen werden von der Spekulation zur Erzielung von Gewinnen ausgenützt. Die Börsenspekulanten erpressen aus den Arbeitern keinen Mehrwert, sondern raufen sich nur um den Anteil an dem schon bestehenden Mehrwert. Was des einen Gewinn ist, ist des anderen Verlust oder, wie das berühmte französische Sprichwort so entzückend sagt: „Les affaires, c'est l'argent des autres." „Geschäft — das ist das Geld der anderen." Theoretisch betrachtet ist die Spekulation gewiß überflüssig, denn man könnte sich eine Gesellschaftsordnung vorstellen, in der der Betrag des anzulegenden Kapitals nach den statistisch festgestellten Bedürfnissen von einer Zentralstelle aus erfolgt. Im Kriege haben wir uns diesem Zustande auch bereits genähert, weil die industrielle Kapitalbeschaffung viel weniger durch Inanspruchnahme des Geldmarktes als dadurch erfolgt, daß das Reich Geld zur Verfügung stellt oder die allmähliche Amortisation der aufzunehmenden Summen in den Preisen vorsieht. Im Frieden aber hat die Spekulation die Aufgabe, neu auszugebende Wertpapiere zu übernehmen, bis sich das Publikum aus dem Gange der Geschäfte ein Urteil über die Solidität des Unternehmens gebildet hat und seine Aktien als Daueranlage übernimmt. Ferner ist die Spekulation nötig, um die ständige Verkäuflichkeit der Wertpapiere zu sichern, was eben ein besonderes Merkmal der Börse ist und die hier gehandelten Werte von den Immobilien unterscheidet, deren Verkauf örtliche und zeitliche Schranken hat.

Der Wetterhahn.

Von Z. Topelius.

Es war einmal ein Wetterhahn, der saß auf einer sehr hohen Kirchturmspitze. Wobei er staunte und wie er in der Welt so hoch hinauf gekommen war, das ist schwer zu sagen. Man glaubte, sein Vater wäre kein gewöhnlicher Hahn, sondern ein Tischler gewesen, der Adler und Drachen aus Holz schnitzen konnte, und man meinte, daß der Tischler ihn aus einem Stück geschnitzt und ihn mit einem Seile auf den Turm gezogen hätte; denn der Hahn wäre so schrecklich faul gewesen und hätte nicht fliegen lernen können.

Vielleicht war es nicht so. Vielleicht war der Hahn einst im Hühnerhof der Feenkönigin Glimmladolga der Haupthahn und machte einen Aufstand gegen seine Herrin und wurde zur Strafe in einen Holzhahn verwandelt und auf dem Turme festgenagelt. Das kann man nicht so genau wissen.

Genug, er saß auf der allerhöchsten Turmspitze, höher als das höchste Dach und der höchste Baum im Umkreise von sieben Meilen. Und so hoch saß er, daß die ganze Erde unter ihm wie ein Pfannekuchen aussah, und die Menschen waren wie Fliegen auf dem Pfannekuchen. Der Hahn sah, wie sie eine kurze Zeit summten und dann mit der Fliegenklappe fortgejagt wurden.

Der Wetterhahn war sehr groß. Er hatte einen hohen, rotbunten Kamm auf dem Kopfe, grüne Augen, die so groß wie Teller waren, und einen sehr üppigen Schwanz. In seinem Leibe war wohl für drei Tonnen Roggen Platz, so gefräßig war er. Er schien auch recht hochmütig zu sein. Weil er so groß war und weil er so hoch oben saß, glaubte er, daß es in der ganzen Welt keinen so großen Herren wie ihn gäbe. Alle Hähne sind hochmütig. Das kann man an ihrem Benehmen sehen, wenn sie sich auf dem Düngerhaufen brüsten und ihren Schnabel in die Luft stecken, als ob sie allen zurufen wollten: „Was seid ihr für ein Lumpenpack!"

Aber der Wetterhahn war einer von den allerschlimmsten. Ihr werdet ja sehen, daß so etwas immer ein böses Ende nimmt.

Manchem stolzen Hahn wurde der Hals umgedreht, wenn seine Herrschaft ein Festessen gab. Dann rupfte man ihn ungeniert, legte ihn in die Bratpfanne und verzehrte ihn mit Tunke, Gurke und eingemachten Kronsbeeren, gerade wie jedes andere Geflügel.

Vielleicht wußte der Hahn, daß er nicht zum Schlachten und Essen taugt, und das machte ihn hochmütiger als andere Hähne. — Er besaß noch eine Eigenschaft, die hier auf Erden sehr verbreitet ist. Er drehte seinen Schwanz nämlich beständig nach dem Winde. So konnte er sich nach allen Himmelsrichtungen umsehen. Aber wohin er auch mit seinen großen, grünen Augen glotzte, so sah er doch nirgends auf Erden seinesgleichen. Darum fing er an zu glauben, daß er bedeutend mehr als alle anderen wäre und daß ihm die ganze Welt untertänig sein müßte. Und er dachte im stillen:

„Ich bin ein großer Hahn! Ein sehr vornehmer und stattlicher Hahn! Es gibt keinen, der mir gleich ist. Ich bin wirklich ein majestätischer Hahn! Man sieht deutlich, daß die Kirche nur um meinetwillen gebaut worden ist, um mir einen Platz zu verschaffen, der meines hohen Ranges würdig ist. Warum sollten sich die Menschen wohl jeden Sonntag bei der Kirche versammeln, wenn nicht, um mich zu bewundern und um mich anzubeten? Ja, es ist gewiß, daß ich ein großer Hahn bin, ein höchst vornehmer und merkwürdiger Hahn!"

Aber vornehme Leute langweilen sich bisweilen sehr, und das tat der Wetterhahn auch. Fliegen konnte er nicht, arbeiten wollte er nicht, und essen brauchte er nicht. Was sollte er anfangen? Es war nicht zu verwundern, daß er manchmal mit einem gewissen Neid die Hühner des Pfarrers betrachtete, die zuweilen bis an den Fuß des Kirchturms liefen und eifrig im Sande scharrten, um hin und wieder ein Korn aufzupicken.

Eines Tages geschah es, daß eine Krähe zufällig über die Kirche flog, ganz nah am Wetterhahn vorbei, der da mürrisch und vergrämt saß und ärgerlich war, daß sich jemand unterstand, beinahe bis zu der Höhe hinaufzufliegen, wo er zu sitzen geruhte.

„Krah! Krah!" rief die Krähe. „Wie geht es, lieber Hahn?"

„Brrr!" sagte der Hahn und drehte sich nach dem Winde und drehte der Krähe seinen Schwanz zu. „Ich finde, du könntest mich wenigstens ‚Exzellenz' nennen!"

„Sieh einer an," sagte die Krähe. „Nun, finden Exzellenz es auf die Dauer nicht etwas langweilig, hier so einsam zu sitzen? Ich finde, Exzellenz müßten heiraten!"

„Ich heiraten?" fragte der Wetterhahn. „Wo könnte ich ein so hohes und vornehmes Huhn finden, das ich, ohne meinem Range zu schaden, heiraten könnte?"

„Exzellenz haben recht," sagte die Krähe, „ein solches Huhn ist nicht leicht zu finden, soviel ich weiß, habe ich niemals von Wetterhühnern gehört. Aber Exzellenz könnten wenigstens irgendeine Arbeit unternehmen. So mache ich es, das verkürzt die Zeit und gibt frohen, heiteren Sinn."

„Arbeiten?" murrte der Hahn wieder und sah die Krähe mit tiefer Verachtung an. „Große und vornehme Leute pflegen nie zu arbeiten. Das paßt sich nicht!"

„Oho," dachte die Krähe, als sie fortflog, „du glotzt und glotzt umher, Herr Hahn, und weißt doch so wenig, wie es in der Welt hergeht. Ich habe oft gesehen, daß die Hohen und Vornehmen mehr Arbeit und Sorge haben als die Geringen auf Erden. Aber so dumme, eingebildete Leute wie du meinen, daß die Vornehmheit darin besteht, auch nicht das kleinste Bißchen zu tun, sondern so faul wie möglich dazusitzen, sich von anderen bedienen zu lassen und sich selbst herzlich zu langweilen. Man sieht auch, daß der Wetterhahn mehrere hundert Jahre alt ist und so denkt, wie früher in seiner Jugendzeit viele dachten. Aber nun weiß man es besser als früher, daß alle arbeiten und fleißig sein müssen, wenn sie glücklich und zufrieden sein wollen. — Das begriff der Hahn nicht. Weil er so durch und durch faul war, sagte er: Es paßt sich nicht!

Und so war es wirklich. Der Hahn war faul und hochmütig, das war die ganze Geschichte. Viele hundert Jahre hatte er da oben auf der Turmspitze gesessen und nicht das Geringste getan, er hatte nicht einmal gekräht. Ja, er war so faul, daß er sich in all den hundert Jahren nicht einmal vom Flecke gerührt hatte, da kann man sich vorstellen, wie faul er sein mußte. Eine gehörige Tracht Prügel würde ihn vielleicht zu Fleiß und Arbeit aufgemuntert haben. Aber wer hätte es gewagt, einen solchen Versuch zu machen?

Außerdem bestand er ja aus Holz, und da hätte er die Schläge nicht gefühlt. Wir werden ja sehen, wie es ihm erging.

Eines schönen Tages, als der Wetterhahn wie immer dasaß und in den blauen Himmel starrte und sehr tiefsinnig aussah, obgleich er gerade an nichts Besonderes dachte, bemerkte er zu seiner Verwunderung unten an der Kirche einen Menschenauflauf.

„Was mag das sein?" dachte er. „Heute ist doch nicht Sonntag!" Bald genug bekam er zu sehen, was es war.

Es war der große Seiltänzer Karamatti, der zwischen dem Kirchturme und dem Glockenstapel ein Seil aufgespannt hatte. Auf dem Seile liefen ein kleiner Junge und ein kleines Mädchen und tanzten sich entgegen und machten wunderliche Bewegungen.

Wohin gehört Nietzsche?

„Für Kriegsarbeit im Sinne von Nietzsches Willen zur Macht, für Einsetzung eines starken deutschen Friedens, der ein machtvolles Deutschland verbürgt", ist eine Nietzsche-Gesellschaft gegründet worden. Nietzsche als Pionier der Vaterlandspartei! Warum auch nicht? Sie hat schon viel Schweres fertig gebracht. Ein Herr Schulrat Bang hat ja keinen andern als Paulus für die Berechtigung der deutschen Forderungen im Osten in Anspruch genommen.

Wieviel geeigneter muß den Herren dagegen der erscheinen, den der Junker und Herrenmensch von Oldenburg-Januschau einst zitiert hat im berüchtigten Zusammenhange mit dem Spruche von der vox Rindvieh.

Nietzsche hat ja das Wort vom „Rechten und Markten mit dem Gesindel" gesprochen, er hat den Gegensatz von Herdentier und Herrenmensch klaffen gemacht, hat den „Sozialismus die zu Ende gedachte Tyrannei der Geringsten und Dümmsten, d. h. der Oberflächlichen und Neidischen" genannt, hat sich gefreut, daß „die militärische Entwicklung Europas den Barbaren in jedem von uns bejaht und das wilde Tier", und bekannt, daß er „verächtlich zu jeder Bildung steht, welche mit Zeitunglesen oder gar -schreiben sich verträgt".

So ließe sich leicht diese Sammlung von Zitaten fortsetzen, die das Herz eines guten Vaterlandsparteilers vor Wonne hüpfen ließe. Kraftsprüche für Fest- und „Volks-" (Verzeihung!) Versammlungen, Leitgedanken für Zeitungsartikel.

„Die Deutschen sollten sich noch einmal unsterblich an mir vergreifen und verewigen! Es ist gerade noch Zeit dazu. Ist das erreicht? Zum Entzücken, meine Herren Germanen, ich mache Ihnen mein Kompliment."

So Nietzsche im „Ecce homo" über seinen „Fall Wagner". Würde er über das neueste alldeutsche Attentat anders schreiben?

Nur Oberflächenkenner Nietzsches können das bestreiten. Dazu hat Nietzsche die Deutschen zu sehr gehaßt, die Deutschen, die nach ihm „die kulturwidrigste Krankheit auf dem Gewissen haben, die es heute gibt, den Nationalismus", die „in geistigen Dingen immer träger und instinktärmer werden", „die den Willen zur Macht (zum Reich) so gut ohne Verdauungsbeschwerden hinunterschlucken wie das Evangelium der Armen", auf deren „Bildung er mit schonungsloser Verachtung herabblickt", die er „ohne Sinn, ohne Substanz und ohne Ziel" findet, die er warnt zu glauben, „daß der große Waffenerfolg der Deutschen irgendwas zugunsten der deutschen Bildung beweise oder gar i h r e n Sieg über Frankreich".

Dazu bekennt er sich zu oft und zu stark als „guter Europäer", der „in Europa keine Heimat hat außer — in Paris".

Man sollte doch meinen, um einen Mann, der solches sagen konnte, müßte jeder g u t g e s i n n t e Patriot einen mächtigen Bogen machen, ihn aber als eine Art Baumerträger zu benutzen? — „meine Herren Germanen, ich mache Ihnen mein Kompliment."

Aber es gibt schließlich nichts Unsinnigeres, einen Geist von der Größe und Bedeutung Nietzsches in losgerissenen Brocken sammeln und begreifen zu wollen. Es ist ebenso (verkehrt) lächerlich, wenn ein Ententemann auf diesen Aussprüchen Attacken gegen die „boches" reiten wollte, wie wenn ein preußischer Junker Nietzsche gegen Sozialismus und Demokratie mobil macht.

Gewiß, Nietzsche war nicht nur Deutscher, und doch hat er dem Deutschtum größere Dienste geleistet als alle die, die schwarz-weiß-rote Schlipse tragen, wie Nietzsche ja auch nie Demokrat oder Sozialist gewesen ist und doch war er für Demokratie und Sozialismus ein Sommerregen und Sommergewitter.

Wir scheuen uns gar nicht zuzugestehen, daß Nietzsche in derber Rücksichtslosigkeit schonungslos die Stellen zeigte, wo uns der Schuh drückt, daß noch viel „erbärmliches Behagen" sich unter uns breitmacht, daß wir alle wissen, was er mit dem „resentiment (Rachgefühl) der Schlechtweggekommenen" meint und wie oft er darin recht hat. Wir stammen von unten. Wir kommen aus Kellerluft und Mietkasernen, eine feine Nase mag uns manches anmerken von Armerleutegeruch, ein verwöhntes Auge von Armerleutemanieren an uns wahrnehmen.

Nietzsche hatte diese „Schwäche für nuances", wie er sich selbst ausdrückt. Und wir rechten drum nicht mit ihm. Wir sehen und lieben das weit mehr, was größer war in ihm.

„Ich bin kein Mensch, ich bin Dynamit. Denn wenn die Wahrheit mit der Lüge von Jahrtausenden in Kampf tritt, werden wir Erschütterungen haben, einen Krampf von Erdbeben, eine Versetzung von Berg und Tal, wie dergleichen nie geträumt worden ist." (Ecce homo: Warum ich Schlüssel bin.)

Klingt das nicht wie ein Voraussagen des Ungeheuren, das gekommen ist.

Die „Lüge von Jahrtausenden", darüber mögen unsere Formeln auseinandergehen, in der Sache fühlen wir uns mit Nietzsche eins. Jawohl: in der S a c h e.

Wir stehen dem, was er über das Christentum und die Kirche, über Klassen, Staat und Gesellschaft gesagt hat, gar nicht so feindselig gegenüber.

Wer sich als Dynamit fühlt, m u ß uns verbrüdert sein.

Wir werden nur andere Schlüsse ziehen aus den Wahrheiten, die er mit goldener Angelrute fing.

Ist der, der er sagte: „Ganz anders als die Frage „Gott" interessiert mich eine Frage, an der mehr das Heil der Menschheit hing als an irgendeiner Theologenkuriosität: Die Frage der Ernährung." (Ecce homo, S. 27) denn so himmelweit von Marx entfernt?

„Wie hast gerade du dich zu ernähren, um zu einem Maximum von Kraft, von moralinfreier Tugend zu kommen?" (ebenda). Das ist nicht mehr Nietzsche, das ist in seiner Anwendung absolut sozialdemokratisch gedacht.

Das ist auch nach unserer Auffassung der Weg. Gewiß, wir kommen von unten, aber wir wollen zur Höhe, zum Licht. Auch wir wollen, wie Nietzsche, einen neuen Adel. Einen Adel, der nichts gemein hat mit hochfeudalen internationalen Sippschaften und Verschwägerungen, der aus Geldsäcken gekrochen und von Privilegien behütet und gehegt ist.

Und wenn er über seine „Geburt der Tragödie" sagt, daß aus ihr „eine ungeheure Hoffnung" spricht: jene „neue Partei des Lebens, welche die größte aller Aufgaben, die Höherzüchtung der Menschheit in die Hand nimmt, eingerechnet die schonungslose Vernichtung alles Entartenden und Parasitischen", so freuen wir uns und grüßen ihn als einen unserer Fackel- und Standartenträger auf unserem Wege durch Nacht zum Licht.

„Das Entartende und Parasitische" ist heute nicht mehr das, was Nietzsche noch so sah. Das Volk hat sich in diesen grauenhaften Kriegsjahren so als den wahren Träger des Lebens, seiner Kraft und seiner Größe bewährt, daß wir darüber hier nichts mehr zu sagen haben.

Der Krieg ist uns nur das äußere Zeichen und der Beweis dafür, daß der Begriff für Größe sich geändert hat.

Lebte Nietzsche noch, wo würde er wohl heute seine Brücken zum Uebermenschen suchen? Ist der sein Vertreter, der in strahlender, sauberer Uniform zur Rednertribüne steigt, um mit herrenmenschlichen Gesten eine herrenmenschliche Rede gegen das gleiche Wahlrecht zu halten oder der haus- und hoflose Proletarier oben aus dem vierten Stock irgendeiner Großstadt, der nun vier lange Jahre schon — ohne irgendwelche tatsächliche Anerkennung (sein Wahlrecht enthält man ihm ja noch immer vor) vielleicht auch ohne Auszeichnung und ohne Beförderung draußen in Schlamm und Dreck, in Sonnenglut und eisiger Kälte seinen Mann gestellt hat, die vornehme Dame, die seidenrauschend heute irgendeiner Wohltätigkeitsveranstaltung ihre Unterstützung leiht und morgen gegen einen Jahresbeitrag von 20 M. Mitglied der Nietzschegesellschaft wird — oder die Kriegerfrau, die Kriegerwitwe, die nun auch vier lange Jahre schon ihren stillen, großen Kampf kämpft, und in deren Seele ein Heldentum aufgewachsen ist, das in die Knie zwingt.

Wir brauchen heute Größe und Adel und Uebermenschentum wahrlich nicht lange suchen zu gehen, wenn wir wenigstens dort suchen, wo die Entbehrung am größten und die Gefahr am nächsten.

Darum Hände weg vom Erbe und vom Geiste Nietzsches!

Selbst dieser gehört u n s, nicht Euch. Gg.

Psychologie des Hungers.

Von Erwin H. Rainalter.

Das Problem des Hungers ist in der Dichtung, seit des seligen Gerstenberg „Ugolino", oftmals erörtert worden, selten aber mit solcher Eindringlichkeit und unerbittlicher Tragweite, wie in drei Romanen, die in den dauernden Besitz der Weltliteratur übergegangen sind: in Zolas „Germinal", Dostojewskijs „Raskolnikow" und Knut Hamsuns tiefgründiger Elendsschilderung „Hunger".*) Den drei Dichtern stellt sich der Gegenstand verschieden dar. Für Hamsun ist die Erscheinung des Hungers mit allen ihren psychologischen Auswirkungen Selbstzweck; bei Zola dient es der sozialen Tendenz; bei Dostojewskij endlich wird es zum Antrieb, der einen Menschen alle moralischen und konventionellen Hemmungen überwinden läßt und ihn zur Tat treibt.

Man kennt die mächtige Wirkung, die von Knut Hamsuns Roman ausging und ausgeht. Als er zum ersten Male erschien, glich er einem gellenden Fanfarenstoß, der die Kulturwelt aus satter Ruhe aufrüttelte; ein Dichter, der vorher schon, ohne rechten Erfolg, manches geschrieben hatte, stand plötzlich im Brennpunkte des allgemeinen Interesses. Vom Hunger handelte das Buch, vom Hunger ganz allein, und als man von dem beschwerlichen Leben des Dichters erfuhr, war man geneigt, allerlei Autobiographisches darin zu erblicken. Vielleicht entsprach diese Vermutung den Tatsachen; aber der Roman war so stark, daß er durch sich selbst wirkte und der Verklammerung mit einer Person, mit einem Einzelschicksal kaum bedurfte. Es war auch im Grunde gleichgültig, ob der Held, wie hier, ein Bildungsproletarier oder irgend ein armer Taglöhner war. Der beherrschende Mittelpunkt des Ganzen war doch lediglich der Hunger als solcher, als physischer und psychischer Zustand. Und mit welcher furchtbaren Eindringlichkeit verstand es dieser Dichter, die Qual des Hungernden zu schildern. Ein armer Mensch erstand vor uns, entblößt von allem, was das Dasein lebenswert macht: ohne Behausung, ohne Geld, ohne Nahrung. Der Hunger vornehmlich wurde zum Antrieb, der das Schicksal mit mathematischer Folgerichtigkeit aufrollte. Aus körperlicher Entbehrung entstand seelische Wirrnis, üble Instinkte wurden geweckt, Leidenschaften, die in besseren Verhältnissen wie geduckte Raubtiere schlummerten, reckten sich empor. Mit einem Scharfblick, der Bewunderung abrang, wurde der Hunger durch alle Stadien seiner psychologischen Entwicklung verfolgt: körperliche Gier löste seelische Begierde aus, moralische Grundsätze von fast lächerlicher Selbstverständlichkeit begannen plötzlich zu wanken, Tagen eines müden, abgespannten Dämmerzustandes folgten Augenblicke, in denen der Wahnsinn zu erwachen schien. Ein grauenhaftes Buch; trostlos, düster, ohne den geringsten Lichtblick. Aber zugleich ein Buch, das zu denken gab, das vieles hervorzerrte, über das wir uns sonst, in ängstlicher Scheu, keine Rechenschaft geben wollten. Die psychologische Kette, die es entwickelte, war ohne Lücke, und oft ließ ein Wort, ein Satz unerhört kühne Zusammenhänge sichtbar werden. So war denn auch die tiefe Wirkung mehr eine ethische, denn eine künstlerische; denn aus der Leidensgeschichte dieses armen Studenten sprang das soziale Gewissen eines jungen, reichen Zeitalters.

Der soziale Einschlag, dem Hamsun immerhin gegenüber allgemein seelischen und sittlichen Werten nur sekundäre Geltung einräumte, beherrschte in weit höherem Maße Zolas „Germinal". In der Tat war es Zola, trotz der fast nüchternen Sachlichkeit seiner Schilderung vor allem um die Tendenz zu tun, die gerade dieses Werk, wie wenige andere aus seiner Feder, zur Schau trägt. Wenn er uns vom Elend und vom Hunger einer armen Bergarbeiterkolonie berichtet, wenn er verfolgt, wie diese Leute, müde und ausgemergelt, auf eine erschreckend tiefe Stufe urzuständlichen Vegetierens herabsinken: dann merkt man, ähnlich wie bei Gerhart Hauptmanns „Webern", unentwegt das Bewußte dieser Darstellung. Daß „Germinal" fast den Charakter einer Kampfschrift trägt, ist vornehmlich diesen Kapiteln, die dem Elend und dem Hunger Enterbter gewidmet sind, zu danken. Es kommt dazu, daß Zola nach seiner ganzen künstlerischen Veranlagung dazu neigte, irgend ein menschliches oder sittliches Problem mit der kühlen, leidenschaftslosen Ueberlegenheit eines experimentierenden Wissenschaftlers zu behandeln. Die Menschen, mit denen er seine Romane bevölkerte, waren ihm bisweilen dasselbe, was dem Forscher irgend ein Lebewesen ist, an dem er die Geheimnisse der Natur und ihrer Organismen ergründen will. Es gelang ihm, durch diese Betrachtungsweise, Stellen von ganz zweifellosem seelenkundlichem und tatsächlichem Werte zu schreiben; was man durch Empirie, scharfe Logik und unbeirrte Erwägung erreichen kann, das hat er auch in „Germinal", wie in seinen anderen Werken, erreicht. Und doch: wenn man, vergleichend, Zolas und Hamsuns Bücher gegeneinander abwägt, dann ist der Endeindruck der, daß das Buch des Norwegers als Lösung eines Problems durch die Stärke unmittelbarsten Erlebens Vorzüge aufweist, die dem zergliedernden Verstande des Franzosen versagt bleiben und nach künstlerischen Gesetzen versagt bleiben mußten.

Der tiefsinnigste und am tiefsten schürfende Dichter war Dostojewskij, und so enthält denn auch sein „Raskolnikow" im Kern vieles von dem, was „Hunger" und „Germinal" boten. Der Hunger stellt sich ihm, der überall weite Ausblicke zu eröffnen verstand, gleichermaßen als soziales und psychologisches Problem dar. Aber noch mehr als bei Zola wird er hier in ein episches Element umgesetzt: er gewinnt treibende, bewegende Kraft, er ist im Grunde der Antrieb, der einen Menschen, ein Schicksal und damit die Handlung des Romanes in mächtigen Stößen durch alle Kurven der Entwicklung schleudert. Durch Hunger und qualvolle Entbehrungen, deren Schilderung uns nicht erspart bleibt, werden alle inneren Hemmungen in Raskolnikow zermürbt, zerbrochen. Eigenes Elend, eigene Verzweiflung schärfen seinen Blick in der unheimlichsten Weise für fremdes Unglück, und eine ohnmächtige, an Wahnsinn grenzende Wut läßt ihn nach den großen und kleinen Ursachen dieser Not forschen. Eine der kleinen Ursachen scheint ihm die Pfandverleiherin zu sein, an der er zum Mörder wird, eine ganz gewöhnliche, habgierige Pfandverleiherin, wie es deren Tausende gibt. Er, an dem so viel gesündigt wurde, weiß, wie ein Mensch am andern zum Dämon werden kann. Und es ist eine Tat, wie sie nur dem Wahnsinn dieses durch Hunger verwirrten Geistes entspringt, wenn er das grauenhafte Amt auf sich nimmt, diese Frau, die gleich einer Spinne vom Marke anderer lebt, zu töten. Eine Tat, deren letzter, verborgener Urgrund der Hunger zahlloser Brüder und eigener Hunger ist.

Drei Dichter verschiedener Nation und verschiedenen Temperaments; aber jeder von ihnen, der hellsichtige Franzose, der düstere Nordländer und der pessimistische Russe, erkannte im Hunger eines jener großen, aufwühlenden Menschheitsprobleme, die geeignet sind, einen Menschen, ein Volk aus der Kurve steter Entwicklung zu schleudern. Hungernde Massen, die das Banner der Revolution entfalteten, haben in Frankreich einen fest gefügten Staat und altgewurzelte Gesellschaftsschichten ins Wanken gebracht; aber dieselbe Hunger, der hier als zerstörendes Element auftritt, kann, wie die Leistungen manches erlesenen Geistes beweisen, in Taten fruchtbar werden, die der Verzweiflung des Augenblicks entspringen und ihren Wert in alle Zeiten behalten. Ins Wesen dieser Erscheinung einzudringen, mußte darum ein dankbares und lehrreiches Beginnen sein. Zola, Hamsun und Dostojewskij haben bewiesen, daß die Kunst auch zur Bewältigung solchen Inhalts berufen ist.

*) Hamsuns g e s a m m e l t e Werke beginnen in Albert Langens Verlag in München zu erscheinen. Der bereits vorliegende erste Band enthält die Romane „Hunger" und „Mysterien".

„So," dachte der Hahn, „weiter war es nichts? Ich glaubte, es wäre eine neue Feier, die das dumme Volk mir zu Ehren geben wollte!"

Auf einmal warf der kleine Karamatti den Leuten eine Kutzband zu und kletterte dann wie eine Katze an dem Kirchturm in die Höhe, denn da waren Eisenstäbe in die Turmspitze eingeschlagen, einer über dem anderen. An den Eisenstäben kletterte nun der kleine Karamatti herauf, immer höher und höher, endlich war er ganz nahe beim Hahn.

„Oho," dachte der Hahn und sah ganz wütend aus.

Aber Karamatti ließ sich nicht zurückschrecken, sondern mir nichts dir nichts war er mit einem Satze oben auf dem Rücken des Hahnes, setzte sich da zum Reiten zurecht und rief aus allen Kräften:

„Hopp, mein Pferd! Hüh, hopp, mein Pferd!"

Nun könnt ihr euch denken, daß der Hahn große Augen machte und sich schrecklich beleidigt fühlte, hochmütig, wie er war, in seinem Glauben, daß ihm niemand auf der ganzen Welt gleich wäre. Und nun saß da ein kleiner Knirps und ritt auf seinem Rücken und rief:

„Hopp, mein Pferd! Hüh, hopp, mein Pferd!"

Zuerst meinte der Hahn, die ganze Kirche müßte vor Erstaunen über eine solche Naseweisheit zusammenstürzen. Aber die Kirche stand ganz still auf ihrem Platze, und nun begann der Hahn — weil man ihn so schrecklich gedemütigt hatte, — sich nach allen Seiten zu drehen und zu wenden. Was sollte er auch sonst tun? Er war so faul gewesen, daß er weder fliegen noch krähen gelernt hatte, darum mußte er nun auch den Schlag ertragen, den sein Hochmut erlitt. Alle Leute, die da unten standen, riefen: „Bravo, Bravissimo!" und fanden den kleinen Karamatti sehr geschickt, daß er auf dem Wetterhahn reiten konnte.

Ja, ja, so geht es hier auf Erden! Wenn jemand faul und hochmütig ist, kommt der kleine Karamatti und reitet auf seinem Rücken, gerade wie er auf dem Wetterhahne ritt. Das kannst du mir glauben.

Aber der Wetterhahn wurde dadurch nicht klüger. Er blieb jahraus jahrein auf seiner Turmspitze sitzen. Ein Geschlecht nach dem anderen sang unten in der Kirche seine Gesänge zu Gottes Ehre, — lebte seine Zeit und ging dann ins Grab, und neue Menschen kamen an Stelle der alten und sangen dieselben alten Gesänge in derselben alten Kirche.

Nur der Hahn saß immer ebenso faul und ebenso vornehm auf seinem Turme und wartete immer noch, daß ihm wegen seiner großen Vornehmheit doch endlich ein wunderbares Glück widerfahren sollte.

Vielleicht wartete er, daß er mit klarstem Golde überzogen würde, um wie die Sonne zu glänzen? Oder wartete er darauf, eines Tages zum Großhahnsultan der ganzen Welt ausgerufen zu werden? Ja, wer kann das so genau wissen? Er wartete und wartete, und niemals wollte das große Glück kommen.

Wie er nun so lange wartete, wurde er schließlich ganz alt und morsch, so daß ein Holzstück nach dem anderen von ihm abfiel, wenn es stürmte.

Eines Tages war ein starker Sturm. Ein Orkan fegte über die Kirche, riß den ganzen Hahn von der Turmspitze und wehte ihn mit fort in den See. Hier konnte nun der Hahn, dem von der ungewohnten Reise ganz schwindlig geworden war, zum letzten Male bereuen, daß er weder fliegen noch krähen gelernt hatte. Denn wenn er das gekonnt hätte, wäre er nicht in den See geweht, sondern wäre anstatt dessen auf das Rathausdach geflogen, hätte sich dort hingesetzt und hätte gekräht, daß der Magister und die ganze Stadt es gehört hätten. Aber nun war er in den See geweht und wurde von den Wellen hin und her geschleudert, daß ihn die Hechte und Karpfen mit offenen Mäulern anstarrten und sich überlegten, was das für ein Seegespenst sein könnte.

Endlich wurde er ans Ufer gespült, und da blieb er liegen. Am Ufer stand ein kleines Häuschen, da wohnte eine alte Frau, die zwei Kinder hatte, einen Knaben und ein Mädchen. Die beiden Kinder bauten sich einmal am Ufer kleine Teiche, das sollten Wohnungen für die kleinen Fische werden, die ein und aus schwammen. Als sie nun etwas weiter gingen, um passende Steine zu finden, geschah es, daß sie den armen, alten Wetterhahn entdeckten, aber nun sah er recht traurig aus. Die Wellen hatten seine ganzen Farben abgespült, und er hatte sich an den Steinen gestoßen und dabei Schnabel und Schwanz verloren.

Da sagten die Kinder: „Nun hat die Not ein Ende. Mutter beklagt sich immer, daß die Sperlinge und Krähen ihren Erdbeeren Schaden tun. Aber sieh, dieses gibt eine prächtige Vogelscheuche. Komm, laß uns einen Strick holen und das große Tier nach dem Erbsenbeete ziehen!"

Und nun wurde der Wetterhahn auf seine alten Tage als Vogelscheuche für das Erbsenbeet auf einen Zaunpfahl gespießt, anstatt vergoldet und zum Großhahnsultan der ganzen Welt ausgerufen zu werden. Da geschah es, daß die Krähe, die ihn in den Tagen seiner Macht „Exzellenz" genannt hatte, eines Tages geflogen kam, um in den Erbsenblüten zu schmausen. Hui! Da sah sie eine Vogelscheuche und flog schnell zur Seite. Aber zufällig sah sie sich um und erkannte ihren alten Hahn.

„Krah! Krah!" rief die Krähe, „ganz ergebene Dienerin. Seht nur, Exzellenz ist eine Vogelscheuche geworden. Ja, ja, der Hochmut, der Hochmut! So geht es in der Welt!"

„Halte deinen Schnabel," krächzte ein verständiger Rabe, der auf einem Baumstumpfe in der Nähe saß. „Der arme Hahn ist hochmütig und faul gewesen, und darum ist es ihm schlecht ergangen. Aber nun ist er alt und unglücklich, und die Alten und Unglücklichen soll man nicht schmähen. Keiner weiß, wie es einem selbst in seinen alten Tagen ergehen wird."

All dieses hörte der Wetterhahn, aber er konnte keinen Ton antworten, denn er hatte keinen Schnabel mehr und saß auf einem Zaunpfahl. — Da sitzt er wahrscheinlich noch heute!

Notizen.

— F i n n l ä n d i s c h e M ä r c h e n von Zachris T o p e l i u s, einem in Schweden und Finnland sehr geschätzten und verbreiteten Dichter aus der Mitte des 19. Jahrhunderts, gibt der Verlag Morawe u. Scheffelt, Berlin, in seiner schmucken Sammlung Nordland-Bücher heraus. Sie werden in Deutschland wegen ihrer Naturnähe, wie sie unsere heutige Probe „Der Wetterhahn" so charakteristisch bietet, Liebhaber finden.

— H e l l m u t h M i e t h e ist in Barmen im 59. Lebensjahre an den Folgen der Grippe gestorben. Bekannt geworden ist er über seine redaktionelle Tätigkeit hinaus — er war Chefredakteur der „Barmer Zeitung" — durch seine Geschichte des deutschen Romans, eine der wenigen zusammenfassenden Darstellungen dieses Gebiets,